Fürst Bismarck.

Rede, gehalten am Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers, 27. Januar 1897.[1]

Ich bin immer der Meinung gewesen, rein wissenschaftliche Arbeiten dürften nicht in Schulprogramme eingesargt werden; sie gehören in Fachzeitschriften. Schulprogramme sollen vielmehr im unmittelbaren Dienste der Schule stehen, in erster Linie der Schüler und der Eltern, und dieser Forderung müssen Form und Inhalt Rechnung tragen. Unter jenem Gesichtspunkt folgt hier eine Schulrede, ein Geschichtsvortrag im Festgewand, gehalten am Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers. An dem Grundton der Rede wurde nichts geändert, eine nicht unbeträchtliche Anzahl brieflicher und sonstiger Mitteilungen dagegen neu hinzugefügt. Ich bitte bei der Beurteilung zu beachten, dass die Rede ursprünglich zum Hören niedergeschrieben war; daraus erklären sich Aufbau, Stil und Tonfall. Sie war in erster Linie an Schüler gerichtet und vermeidet deshalb ein tieferes Eingehen auf diplomatische Verhandlungen und sonstige Fragen fernliegender Natur. Nur grosse, leitende Gesichtspunkte zu geben im Rahmen eines Lebensbildes, war meine Absicht; das wunderbar reiche Leben Bismarcks auch nur annähernd zu erschöpfen, lag mir ferne. Naturgemäss habe ich auf seinen weniger bekannten Werdegang weit grösseres Gewicht gelegt als auf die Zeit seiner weltbewegenden Thaten selbst. Ängstlich darauf Bedacht zu nehmen, dass die jugendlichen Hörer nun auch alles verstünden, kam mir nicht zu Sinne. Wie das Samenkorn, das in den Schoss der Erde gesenkt wird, erst durch den warmen Sonnenstrahl zum Keimen, zur Entfaltung kommt, so fällt manch Körnlein in das Schülerherz, das erst die Sonne der Erfahrung zur Entwicklung und zur Blüte bringt. Und das Beste, was der lebensvolle Vortrag geben kann, ist die zündende Begeisterung für die Thaten unsrer Helden, ist die warme Anteilnahme an dem Schicksal unsres Volkes.

* * *

[1]) Was die Quellen angeht, so bin ich soviel wie möglich den Urquellen nachgegangen; Rechenschaft im einzelnen abzulegen, verbietet der Charakter der Arbeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In trinitate robur.

Die Thaten grosser Männer zu feiern, ist eine Pflicht frommer Dankbarkeit, für die das historische Bewusstsein des deutschen Volkes stets Sinn und Verständnis gezeigt hat. Wenn wir die schlichte Grösse unsrer vaterländischen Geschichte betrachten, von jenen ruhmvollen Tagen, da Hermann der Cherusker römischer Herrschsucht ein Ziel setzte, bis in die jüngste glorreiche Vergangenheit: nimmer hat es uns Deutschen an Männern gefehlt, an Männern des Kopfes und Herzens, an Helden des Willens und sittlicher Kraft. Wahrlich, wir haben allen Grund, uns der Vergangenheit zu freuen! Waren auch manchmal die Pfade dunkel und verworren: der gesunde Sinn unsres Volkes hat sich stets auf den rechten Weg zurückgefunden, folgend den Führern, die die weltenwaltende Vernunft zur rechten Zeit am rechten Ort ihm sandte. — Nach altem, gutem Brauche feiern wir heute den Geburtstag unsres Landesherrn, des Königs und des Kaisers. Trägt dieses Fest in neurer Zeit auch vorwiegend amtlichen Charakter, so gedenkt doch die ganze deutsche Völkerfamilie in ihrer grossen Mehrheit an diesem Tag des Mannes, dessen kraftvoller Arm das Steuer des Staatsschiffs zu lenken den schweren Beruf hat, und wünscht ihm Heil und Segen. Es kann nicht die Aufgabe des Historikers sein, Wilhelm II. mit dem geschichtlichen Massstab zu messen, den an Wilhelm I., unsern seligen Kaiser, diese bereits durchaus historische Persönlichkeit, zu legen er berechtigt und verpflichtet ist. Wilhelm II. steht mitten inne im politischen und geschichtlichen Werden, uns viel zu nahe, vielfach auch zu ferne, als dass eine thatsächliche Würdigung des Herrschers möglich wäre. Das bleibt dem Licht und Schatten redlich verteilenden Geschichtschreiber des 20. Jahrhunderts vorbehalten; unsre Aufgabe wird sich auf die Betrachtung fertiger Persönlichkeiten von bereits historischem Geltungswert beschränken müssen. Es ist ein charakteristischer Zug der deutschen Geschichte im weitesten Sinne, dass sie auf keinem Gebiete die niederdrückende, überwältigende Grösse kennt, wie sie auf dem militärisch-politischen Gebiet Frankreich in dem diabolischen Genie Napoleons erfahren musste. Neben Luther steht Melanchthon, neben Goethe Schiller, neben Mozart Beethoven, neben Kant Fichte, neben Friedrich dem Grossen seine Generale, neben Scharnhorst Gneisenau, neben Jakob steht Wilhelm Grimm. Auch das 19. Jahrhundert, das, abgesehen von der machtvollen Entfaltung der Naturwissenschaft, vorwiegend politisch-sozialen Charakter trägt, verleugnet jenen segensvollen Grundzug der deutschen Geschichte nicht, und wenn wir reden vom Zeitalter Kaiser Wilhelms I., so verstehen wir darunter nichts anders, als die ideale Zusammenfassung all der Persönlichkeiten, die, um den Preussenkönig geschart, die Einheit Deutschlands geschaffen haben, geschaffen im Einklang mit dem Sehnen und dem Hoffen eines grossen Volkes, das nicht glauben wollte, dass die Kaiserkrone der Ottonen und der Staufer in dem Moder der Geschichte nun und immerdar begraben sei. Die hehre Idee von Deutschlands Einheit, sie ward nach dem Untergang des alten Reiches treu gehegt und warm gepflegt im Herzen des deutschen Volkes. Aber mit Ideen allein ist nichts gethan, und seien sie auch noch so erhaben; Ideen können nur dann Gestalt gewinnen, wenn sich zu ihnen Männer gesellen, Männer von Fleisch und Blut, von Herz und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kopf, willensstarke, thatenfrohe Helden, Männer, die aus dem schlackigen Golde der religiösen, politischen und sozialen Gedanken gangbare Edelmünzen von geschichtlicher Währung prägen. Solche Männer zu besitzen in grosser Zahl, aus dem eignen Schosse ihm emporgewachsen, hat das deutsche Volk in diesem zu Ende gehenden Jahrhundert das hohe Glück gehabt. Liebgewordene Gestalten sinds, den Kindern schon vertraut zum Teil, in Lied und Wort besungen und beschrieben, in Stein und Erz der Nachwelt hingestellt. Einen dieser Helden, wohl den grössten aus der Reihe, noch lebend zwar im tannendunklen Sachsenwald, doch fertig abgeschlossen, des Deutschen Reiches ersten grossen Kanzler wollen wir in dieser Festesstunde nun betrachten. —

An demselben 1. April des Jahres 1815, wo der von Elba entflohene Napoleon, ganz im Stile seiner verlogenen Diplomatie, dem erstaunten Europa verkündete: Sein süssester Gedanke sei nun der allgemeine Weltfriede, in dem der heilige Wettstreit um die Wohlfahrt der Völker beginnen könne — an demselben 1. April wurde dem Besitzer des Gutes Schönhausen in der Altmark, Herrn Ferdinand von Bismarck, ein Knabe geboren, der vom Schicksal dazu ausersehen war, jene Heuchelei des gallischen Kaisers durch deutsche Wahrheit und durch deutsche Treue zu erfüllen.

Altadlig ist das Geschlecht, aus dem die Bismarcks stammen. Der Name geht wohl zurück auf das altmärkische Städtchen Bismark, ursprünglich Bischofsmark, Biskopesmark, das einst den Bischöfen von Havelberg gehörte, und wo die — nachmals so genannten — Bismarcks ihren Wohnsitz hatten.[1]) Später liessen sie sich in dem benachbarten Stendal nieder und waren als Mitglieder der Gewandschneidergilde und des städtischen Rats ein stadtgesessenes, aber ritterbürtiges Patriziergeschlecht. Urkundlich zuerst genannt wird im Jahre 1270 Herbord von Bismarck, Grosskaufmann und Aldermann in Stendal, der somit als Ahnherr des Geschlechts zu gelten hat. Klaus von Bismarck, ein echter Junker, reichbegütert, war ein tüchtiger Staatsmann in brandenburgischen Diensten; 1345 erhielt er von dem wittelsbachischen Markgrafen Ludwig d. Ä. das Schloss Burgstall in der südlichen Altmark als erbliches Mannlehen. Seitdem gehörten die Bismarcks zu den schlossgesessenen Familien der Mark, die unter dem Adel eine bevorzugte Stellung einnahmen. Mit den märkischen Raubjunkern haben es die Bismarcks nie gehalten; stets traten sie für Recht und Ordnung ein. Klaus III. und Henning von Bismarck begrüssten den ersten Markgrafen aus dem Hohenzollernhaus mit Freuden; oft kehrten die Zollernprinzen auf der Jagd bei den Bismarcks in Burgstall ein — schon damals ein dem Herrscherhause treu ergebenes Geschlecht. Auf eine harte Probe wurde diese Treue gestellt, als im Jahre 1562 der Kurprinz Johann Georg das Ansinnen an die Bismarcks stellte, ihm Burgstall und seine Jagdgründe zur Vergrösserung seines eignen Jagdgebietes abzutreten. Schweren Herzens verliessen sie den Stammsitz ihrer Väter und zogen nach Schönhausen drüben über der Elbe, das ihnen, Dorf und Amt, nebst andren Besitzungen als Ersatz für Burgstall wurde.

Hier in Schönhausen erblickte Otto Eduard Leopold von Bismarck das Licht der Welt. Sein Vater, Karl Wilhelm Ferdinand, ein Edelmann im besten Sinn des Wortes, hatte noch

[1]) Eine andere Ableitung denkt an das Flüsschen Biese, an dem im 13. Jahrhundert eine Mark bestanden haben soll, deren Befehlshaber Herr von Biese-Mark genannt wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich dem Grossen als Soldat gedient, dann 1795 auf Wunsch seines Vaters als Rittmeister den Abschied genommen, um, wider Neigung und Familiensitte Schwert mit Pflug vertauschend, als Landwirt seine Güter zu bebauen. Die Mutter, Wilhelmine Luise, war eine Bürgerliche, die Tochter des verdienstvollen preussischen Kabinettsrats Mencken, eine feingebildete, kenntnisreiche und gemütstiefe Frau, liberalen Anschauungen nicht abgeneigt. Schon ein Jahr nach der Geburt Ottos zogen die Eltern von Schönhausen nach Pommern, wo ihnen die Rittergüter Kniephof, Külz und Jarchelin durch Erbgang zugefallen waren. In Kniephof wuchs der junge Bismarck mit seinem fünf Jahre ältern Bruder Bernhard heran, zur Freude seiner Eltern, der Liebling aller, die ihn kannten. Ich behaupte nicht, dass er ein ganz absonderlich begabtes Kind gewesen sei; zwei Züge aber waren früh dem Knaben eigen: Frömmigkeit und Wahrheitsliebe, die Grundlage, worauf sich später der einzigartige Charakter des Fürsten entwickelt hat.

Sechs Jahre alt, wurde Otto der Plamann'schen Erziehungsanstalt in Berlin übergeben, wo sich sein Bruder Bernhard schon befand. Aber die spartanische Erziehung sagte ihm nicht zu, und die Mauern der Häuser waren zu eng für den freiheitliebenden Knaben, der Luft und Licht, Wald und Heide gewohnt war. Oftmals, wenn er auf Spaziergängen draussen vor Berlin die Bauern Heu machen oder Korn einfahren sah, traten ihm die Thränen in die Augen. Von den Kameraden wurde der kleine pommerische Junker anfangs kühl behandelt; bald aber wusste er sich Achtung zu verschaffen, und nicht lange dauerte es, da war er der anerkannte Führer. Ajax nannten ihn seine Genossen, ein Beweis, dass sie ihn schon damals eines Heldennamens für würdig hielten. Lebhaftes Interesse bekundete Otto für fremde Sprachen und Geschichte. Seine Lieblingslektüre war des unsterblichen Homer Trojanischer Krieg; nicht selten sass Jung-Bismarck auf einem Lindenbaum im Garten und las den lauschenden Gefährten von Agamemnon, Hektor und Achilles vor. Nach sechsjährigem Aufenthalt in dieser Anstalt trat Bismarck im Jahre 1827 in die Untertertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ein, das er, seinem Lehrer Bonnell folgend, 1830 mit dem Gymnasium zum Grauen Kloster vertauschte. Er wohnte einige Jahre in der Berliner Wohnung seiner Eltern, die dort zeitweilig Aufenthalt nahmen; 1831 kam er zu Doktor Bonnell in Pension. Ihm war Bismarck besonders zugethan; in Dankbarkeit hat er immer des wackern Mannes gedacht. Am 31. März 1830 wurde er von dem berühmten Pastor Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche konfirmiert. Für den sittlichen Ernst unsres Helden spricht es, wenn er in spätern Jahren noch bekannte, die Feier habe einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Schleiermacher gab ihm den Spruch Epheser 6, Vers 7 mit auf den Lebensweg: „Lasset euch dünken, dass ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen.“ Der Mann hat gehalten, was der Jüngling gelobte; vierzig Jahre später hat Bismarck bekannt: „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiss nichts auf irdische Herren.“

Ostern 1832 bezog Bismarck auf Wunsch seiner Eltern — er selbst wäre, wie die meisten seiner Ahnen, am liebsten Soldat geworden — die Universität Georgia Augusta in Göttingen, um die Rechte zu studieren. Der junge Student war erst eine Nacht in seinem neuen Heim, da hatte er auch schon eine Vorladung zum Universitätsrichter. Bismarck hatte nämlich mit einigen mecklenburgischen Edelleuten, mit denen er den Harz durchwandert, in der Goldnen Krone in Göttingen scharf gezecht, und dabei war, natürlich zufällig, eine Flasche zum Fenster hinaus auf die Strasse

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geflogen. Diesmal kam er mit einigen Thalern Strafe weg; später hat er auch öfters Bekanntschaft mit dem Karzer gemacht, ja auf einer lustigen Fahrt nach Jena wurde er samt seinem Freunde von Trotha frühmorgens, noch im Bette liegend, vom Senat der Universität durch den Pedellen aufgefordert, binnen zwei Stunden die Stadt zu verlassen, da die Herren Jenas akademische Jugend zu allerlei Unfug verführten. Dass Bismarck wenig oder gar nicht im Kolleg zu sehen war, das lässt sich denken und begreifen. Der Rechtslehrer Hugo, an den er zudem noch brieflich empfohlen war, schrieb ihm ins Belegbuch: „Ich habe studiosum niemalst in meinem auditorio gesehen", und seit der Zeit hatte Bismarck für den Mann, der ihm so wahrheitsgemäss seine Abwesenheit bescheinigt hatte, eine ganz besondere Hochachtung. Dagegen war er der flotteste Reiter, Schwimmer, Tänzer und Fechter. Nicht weniger als siebenundzwanzig Mensuren hat er in den drei Göttinger Semestern gehabt, und in allen war er siegreich. Kein Wunder, dass seine Korpsbrüder — er war nach längerm Zögern trotz entschieden burschenschaftlicher Neigungen dem Korps der Hannoveraner beigetreten — ihn mit Stolz Achilles nannten. Für sein deutsches Vaterland hatte Bismarck schon damals ein warmes Herz. Mit dem Amerikaner Coffin, einem Landsmann von Bismarcks treuem Freunde John Motley, der sich über den bunten Schlafrock des deutschen Michel aus sechsunddreissig Lappen und Läppchen lustig machte, ging er eine Wette ein: „Deutschland wird einig werden, so rief er dem Zweifler zu, nicht jetzt und weder durch die Schläger der Korpsburschen, noch durch die Tinte der Schreiber, aber in zwanzig Jahren ist Deutschland einig, ich setze zwanzig Flaschen Wein zur Wette". So rasch gings freilich nicht, denn Gottes Mühlen mahlen langsam; aber jenes prophetische Wort ist doch endlich in Erfüllung gegangen, in Erfüllung gegangen durch denselben Mann, der es als Jüngling einst gesprochen hatte.

Herbst 1833 wandte sich Bismarck nach Berlin, hörte zwar keine Kollegs, erwarb sich aber durch Privatfleiss die nötigsten Kenntnisse und bestand im Mai 35 das erste juristische Examen als „sehr gut befähigt". Dann trat er als Auskultator in den Justizdienst ein und arbeitete zunächst mehrere Monate als Protokollführer beim Kriminalgericht in Berlin, worauf er zur weitern Einführung in die richterliche Praxis dem Stadtgericht und zwar der Abteilung für Bagatellsachen überwiesen wurde. Sehr entzückt war er gerade nicht von dieser geistvollen Thätigkeit, und es ist nicht zu verwundern, dass er seinem Unmut zuweilen recht kräftig Luft machte. Bei einer Verhandlung, die ein älterer Stadtgerichtsrat zu leiten hatte, erlaubte sich ein Spreeathener allerhand windige Redensarten, was Bismarck ihm verwies, ihm drohend, er werde ihn hinauswerfen. Worauf der Vorsitzende den Herrn Auskultator bedeutete, das Hinauswerfen sei seine Sache. Als nun der Angeklagte, dadurch ermutigt, seine Zunge noch besser handhabte, erhob sich Bismarck in seiner ganzen, nicht unbeträchtlichen Länge und rief: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!" Im folgenden Winter wurde Bismarck mit einem ähnlich hochgewachsenen Herrn von Schenk dem Prinzen Wilhelm, dem spätern Kaiser, vorgestellt, der damals kommandierender General des 3. Armeekorps war. Mit Wohlgefallen ruhten die Augen des Prinzen auf den beiden Hünen, und freundlich lächelnd sprach er: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemass aus".

Im folgenden Jahre trat Bismarck, der des Protokollführens und Zeugenvernehmens endlich genug hatte, zur Verwaltung über und wurde Referendar bei der Regierung in Aachen. Hier hat

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er das Leben in vollen Zügen genossen. An den Rhein, die Mosel, nach Holland, Belgien und Frankreich gingen die Fahrten, und selbst der grüne Spieltisch in Ems und Wiesbaden scheint ihm, zu seinem Nachteil freilich, nicht unbekannt geblieben zu sein. Seines Aufenthalts in Wiesbaden gedenkt Bismarck vierzehn Jahre später in jenem klassisch schönen Briefe, den er im Juli 51 von Frankfurt aus an seine Gemahlin schrieb. Es heisst darin: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei *** und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäss zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückliess. Wo und wie mögen * und Miss ** jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals gross erschien, und wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wirs erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich selbst nachdenkt und doch von Gott nichts weiss oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiss nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben, wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder, — ich wüsste doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann, weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intrigieren und zu spionieren, ich weiss es wahrlich nicht. Schliesse nicht aus diesem Geschreibsel, dass ich gerade besonders schwarz gestimmt bin, im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt.“ Besonders der Verkehr mit Ausländern, Engländern, Franzosen, Belgiern, die zahlreich in die Bäderstadt Aachen kamen und sich gerne in der Gesellschaft des flotten pommerischen Edelmanns bewegten, war für die Erweiterung von Bismarcks geistigem Horizont von grossem Einfluss. So lernte er fremde Eigenart kennen und verstehen und gewann spielend jene Sicherheit im gesellschaftlichen Verkehr, die für den künftigen Diplomaten und Staatsmann von höchster Bedeutung war.

Es scheinen Geldschwierigkeiten gewesen zu sein, die Bismarck veranlassten, dem teuren Aachen Lebewohl zu sagen. Im Herbst 37 liess er sich nach Potsdam versetzen, wo er auch im nächsten Frühjahr zur Ableistung seines Dienstjahres bei den Gardejägern eintrat. Nach einem halben Jahr erhielt er die Erlaubnis, den Rest in Greifswald abzudienen; zugleich besuchte er auf Wunsch seines Vaters die Landwirtschaftliche Akademie in dem benachbarten Eldena. Am 1. Januar 39 starb ihm die Mutter, ohne dass sie ihren Lieblingstraum von den diplomatischen Lorbeern ihres Otto hatte in Erfüllung gehen sehen. Bismarcks Vater schlug nun seinen dauernden Wohnsitz in Schönhausen auf, wo inzwischen freilich der grössere Teil des alten Stammsitzes, derselbe, den die Dankbarkeit des deutschen Volkes 1885 dem Fürsten zurückgegeben hat, unter der Ungunst der Zeiten verloren gegangen war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die pommerischen Güter nahmen die beiden Brüder Bernhard und Otto von Bismarck anfangs gemeinsam in Verwaltung. Als dann Bernhard 1841 Landrat des Kreises Naugard wurde, bekam er Külz, Otto Jarchelin und Kniephof. Die Güter waren verschuldet und verwahrlost. Ein schwer Stück Arbeit, sie zu heben. Von früh bis spät war Bismarck in der Wirtschaft thätig; überall, in Feld und Wald, in Stall und Scheune, sah er nach dem Rechten. Es gelang ihm wirklich, die Schulden abzutragen und die Güter wieder in den Stand zu setzen. Aber die Schranken, die das Dasein und die Thätigkeit eines kleinen pommerischen Landedelmanns umschlossen, waren Bismarck bald zu eng. Er trat in lebhaften Verkehr zu benachbarten Gutsbesitzern und Offizieren. In tollen Ritten streifte er die Gegend ab, und mehr wie einmal stürzten Ross und Reiter. Lustige Gesellen stellten sich in Kniephof ein; bei Porter, Sekt und Spiel gings oft hoch her. Bald sprach man in der ganzen Nachbarschaft nur noch vom tollen Bismarck; Kniephof, hiess es, sei jetzt Kneiphof worden. Aber Bismarck ging nicht unter in dem Treiben. Hier rang ein mächtiger Geist noch nach Entfaltung und Vertiefung. Oft verfiel er damals, wie Hamlet und Goethe in seinen jungen Jahren, in eine Art von Schwermut. Omnes ingeniosi melancholici — auch an ihm hat sich die Wahrheit dieses alten Satzes bewährt. Wochenlang sass Bismarck hinter den Büchern, studierte philosophische, theologische und besonders geschichtliche Werke. Auf die Lektüre Spinozas sind wohl seine pantheistischen, auf das Studium der englischen Geschichte seine damals entschieden liberalen Neigungen zurückzuführen. Neben der grossen Lehrmeisterin, der persönlichen Erfahrung, verdankt Bismarck seine umfassende Weltkenntnis vor allem dem gründlichen Versenken in die Geschichte der Völker, die Erfahrung der Vergangenheit; bis in sein hohes Alter hinein war er, getreu dem römischen Grundsatz: Bonus vir semper tiro, dem Studium der Geschichte zugethan.

Bismarck war auf seinen Antrag zur Kavallerie versetzt worden und machte im Sommer 42 als Landwehrleutnant eine Übung bei den Stargarder Ulanen mit. An einem Sonntagnachmittag — es war der 24. Juni — stand er mit einigen Kameraden auf der Brücke des Wendelsees bei Lippehne und sah zu, wie sein Reitknecht Hildebrand ein Pferd in die Schwemme ritt. Das Tier überschlug sich, und der Knecht verschwand im Wasser. Rasch warf Bismarck Säbel und Rock von sich und sprang ihm nach. Es gelang ihm wirklich, den Ertrinkenden zu fassen; da dieser aber seinen Retter krampfhaft umklammerte, so schwebten beide in Lebensgefahr. Nur mit der grössten Anstrengung rang sich Bismarck los und erreichte, den Knecht nachschleppend, glücklich das Ufer. Für diese heldenmütige That erhielt er eine Denkmünze mit der Aufschrift: Für Rettung aus Gefahr, und sie war lange der einzige, von ihm mit Stolz getragene Schmuck an seiner Brust. Von einem österreichischen Diplomaten später einmal nach der Bedeutung der Münze gefragt, erwiderte Bismarck: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten“. In der That, er hat nicht nur einzelnen Menschen das Leben gerettet, einem ganzen Volke hat er aus dem Sumpfe nationalen und politischen Elends herausgeholfen. Dafür ward ihm die Unsterblichkeit.

Vorübergehend, im Jahre 44, hat Bismarck, zusammen mit dem Erbprinzen Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, dem jetzigen Reichskanzler, nochmals als Referendar bei der Regierung in Potsdam gearbeitet. Aber was er suchte, fand er nicht; geistige Arbeit, Nahrung für die Seele waren in der Tretmühle des Bureaukratismus gänzlich unbekannte Dinge. Bismarcks

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorgesetzter, der Oberpräsident Ministerialdirektor von Meding, war ein wenig beliebter Beamter, herrisch nach unten, geschmeidig nach oben. Er pflegte seine Untergebenen, die in dienstlichen Angelegenheiten bei ihm erschienen, über Gebühr warten zu lassen, sah dabei mit Vorliebe zum Fenster hinaus und trommelte indessen auf die Scheiben. Diesen Scherz ersparte er auch Bismarck nicht. Der aber, schlagfertig wie immer, trat an ein anderes Fenster und spielte auf demselben Instrument wie Herr von Meding den Dessauer Marsch mit einem solchen Fortissimo maëstoso, dass er die Melodie, jener die Begleitung zu trommeln schien. Dass das kein gut that auf die Dauer, war vorauszusehen. Einige Zeit später wollte Bismarck um Urlaub bitten. Nachdem der Gestrenge ihn eine halbe Stunde im Vorzimmer hatte warten lassen, sagte Bismarck zu dem Hausdiener: „Sagen Sie dem Herrn Oberpräsidenten, ich wäre fortgegangen, aber ich käme auch nicht wieder". Er hat Wort gehalten. Als bald darauf Bismarck und von Meding sich in Berlin in Gesellschaft trafen, und der Hausherr die übliche Frage that: ob die Herren sich kennten? antwortete Bismarck: „Ich habe nicht die Ehre."

Nun gings wieder nach Kniephof, dann auf Reisen nach Frankreich und Italien, ziemlich planlos umher. Einige Zeit lebte Bismarck in Berlin und wechselte vor Langeweile alle paar Tage die Wohnung; öfters eilte er auch nach Schönhausen, wohin ihn besonders seine zärtlich geliebte Schwester Malwine zog. Als sie Ende 44 sich mit dem Landrat Oskar von Arnim auf Kröchlendorff vermählt hatte, kam es Bismarck ziemlich öde in Schönhausen vor. Einige Zeit nach der Hochzeit schrieb er an die Schwester: „Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden; ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheiraten und thun, als wenn sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiss . . . . Nächstdem lebe ich hier mit dem Vater lesend, rauchend, spazierengehend, helfe ihm Neunaugen essen und spiele zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt Fuchsjagd zu nennen; wir gehen nämlich bei starkem Regen, oder jetzt sechs Grad Frost, mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit aller jägermässigen Vorsicht, lautlos unter sorgfältiger Beobachtung des Windes einen Kiefernbusch, von dem wir alle, und vielleicht auch der Vater, überzeugt sind, dass ausser einigen Holz suchenden Weibern kein lebendes Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle, Karl und zwei Hunde unter Ausstossung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von seiten Ihles, durch den Busch, der Vater steht regungslos mit schussfertigem Gewehr, genau als wenn er wirklich ein Tier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „hu, la, la, he, he, fasst, häh, häh!" in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: nein, nicht das Mindeste! Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem andern Busch, dessen vermutliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt, und spielen dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang, ohne dass in Vater, Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint. Ausserdem besehen wir täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, dass nur die an der Bib-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl!"

Im November 45 starb Bismarcks Vater. Bernhard erhielt zu Külz noch Jarchelin als Eigentum, Kniephof wurde verpachtet, und Otto von Bismarck zog anfangs 46 nach Schönhausen. Gleichzeitig wurde er zum Deichhauptmann für die Strecke der Elbe von Jerichow bis Sandau ernannt. Als solcher hatte er die Instandhaltung der Dämme, namentlich bei Hochwasser, zu beaufsichtigen, eine Thätigkeit, die er später als Reichsdeichhauptmann gegenüber den brandenden Fluten der Dänen, Gallier und Slaven in weit umfassenderer Weise mit dem grössten Geschick gepflegt hat. Auch wurde er zum Abgeordneten der Ritterschaft des Kreises Jerichow in den Sächsischen Provinziallandtag in Merseburg gewählt.

Nun sollte Schönhausen nicht länger der Herrin entbehren. Im Jahre 44 hatte Bismarck bei einer Hochzeitsfeier Fräulein Johanna von Puttkamer von Reinfeld in Pommern kennen gelernt, und das Bild der lieblichen Jungfrau erfüllte seit der Zeit seine Seele. Im Sommer 46 machte er mit einer kleinen Gesellschaft eine Harzreise, an der auch, vermutlich nicht ohne Absicht beiderseits, Fräulein Johanna teilnahm. Hier fanden sich die Herzen. Bismarck schrieb an die Eltern, Herrn Heinrich und Frau Liutgarde von Puttkamer, und bat um die Hand der Tochter. Sie waren aber über das Verlangen des tollen Bismarck, den man aus seiner Kniephofzeit in keiner allzu guten Erinnerung hatte, ganz bestürzt, die Mutter untröstlich, der Vater, wie er später gestand, wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen. Doch lud man Bismarck ein, nach Reinfeld zu kommen. Als er dort eintraf, kam er den schwiegerelterlichen Bedenken rasch zuvor und schloss, vor den Augen der verblüfften Alten mit einem herzhaften Kuss den Bund besiegelnd, die Braut in seine Arme. Sie haben es beide nicht bereut, des Herzens Stimme gefolgt zu sein. „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat", hat später Bismarck gesagt; in manchen bangen Stunden ist Johanna ihm Leuchte, Trost und Stab gewesen. Für sein häusliches Glück gibt es der Zeugnisse übergenug. Im Juli 1872 schrieb Wilhelm I. an seinen Kanzler: „Dass Ihnen beiden unter so vielen Glücksgütern, welche die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen. . . . . Und nach all Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden, das erhält Sie in Ihrem schweren Berufe." Und 1893 sagte Bismarck zu den Hamburgern, die ihm einen Fackelzug gebracht hatten: „Gott hat mir reichen Segen gegeben, dass mein Familienleben ein so sehr glückliches ist". Im Juli 1847 fand die Hochzeit statt. Drei Kinder wurden den Bismarcks geschenkt: Marie, 48 in Schönhausen, Herbert, 49 in Berlin, Wilhelm, 52 in Frankfurt a. M. geboren.

Zwischen Verlobung und Vermählung fiel Bismarcks erstes parlamentarisches Auftreten. Seit den grossen Tagen der Befreiungskriege waren es vornehmlich zwei Ziele, die das deutsche Volk zu erreichen strebte: Einheit und Verfassung. Schwere, blutige Kämpfe hats gekostet, fünfzig lange Jahre, bis endlich die Träume in Erfüllung gingen Grosse Hoffnungen setzte das preussische Volk auf seinen hochgemuten König Friedrich Wilhelm IV. Leider wurzelte dieser geistvolle Mann mit seinem ganzen Denken und Fühlen in einer Weltanschauung, die die Mehrheit seiner Zeitgenossen nicht mehr verstand, und die von neuem künstlich zu beleben weder nützlich, noch auch möglich war. Nur zögernd, widerwillig, stets mit halbem Herzen gab

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der König dem Drängen seines Volkes nach, und so ists gekommen, dass er die grossen Fragen, die jedermann das Herz bewegten, doch nur zum Teil gelöst hat. Friedrich Wilhelm berief durch das Patent vom 3. Februar 1847 die von seinem Vater an Stelle der durch die Bundesakte von 1815 versprochenen landständischen Verfassung 1823 errichteten Provinzialstände der acht preussischen Provinzen als Vereinigten Landtag nach Berlin. Aus einer Herrenkurie oder Ersten Kammer und einer Dreiständekurie oder Abgeordnetenhaus bestehend, konnte dieser Landtag, dem in der Gesetzgebung nur eine beratende Stimme zustand, auf den Namen eines Parlamentes in modernem Sinne nur ganz entfernten Anspruch machen. Beweis dafür die Worte, die der König bei der Eröffnung am 11. April zu seinen Ständen sprach: „Es drängt Mich zu der feierlichen Erklärung: dass es keiner Macht der Erde je gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und dass Ich es nun und nimmer zugeben werde, dass sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren, und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen.“

In diesem Landtage nun sass Otto von Bismarck-Schönhausen — so nannte er sich, seit er den alten Stammsitz als Eigentum besass — an Stelle des erkrankten Herrn von Brauchitsch als Vertreter der Ritterschaft des Kreises Jerichow. Er kam durchaus nicht als ein Mann der Regierung nach Berlin, im Gegenteil, er dachte liberal, wenn auch nicht in dem landläufigen Sinne, ja man kann sagen, in der Tiefe seiner Seele schlummerten republikanische Ideen. Bald aber vollzog sich in ihm eine Wandlung. Zum ersten Male traten hier dem werdenden, durch die Schule der Erfahrung, des Lebens und der Geschichte, gegangenen Staatsmanne die Zeitdoktrinen und der Prinzipienkultus fremdartig entgegen; umgekehrt erregte er durch seinen naiven Prinzipienmangel, durch seine Gleichgültigkeit gegenüber der Rechtsfrage des Landtags nach dem Umfang seiner Befugnisse, durch seine Abneigung gegen die undeutsche Franzosen- und Polenschwärmerei, durch sein entschiedenes Eintreten für die volle Souveränität des Königtums und durch andre, den herrschenden Meinungen widersprechende Anschauungen den Zorn der Mehrheit der preussischen Landboten. So ward er, wesentlich durch die Gegner, zur Regierung hingedrängt; er wurde, wie er im Januar 1871 zu Jules Fabre sagte, konservativ oder besser autoritär. Nachdem Bismarck am 15. Mai zum ersten Male zu einer kurzen Bemerkung das Wort ergriffen hatte, erhob er sich zwei Tags später, um der Meinung des Abgeordneten von Saucken zu widersprechen, als sei die Erhebung des preussischen Volks im Jahre 1813 nicht eine Folge des Hasses gegen die fremden Bedrücker, sondern eine Wirkung der Gesetzgebung von 1807, wodurch die bis dahin isolierte Regierung Fühlung mit dem Volk genommen habe. „Ich fühle mich gedrungen, sagte er, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowohl, als ausserhalb dieses Saales, so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müsste, und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, dass Fremde in unserm Lande geboten. Es heisst, meines Erachtens, der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, dass die Misshandlung und Erniedrigung, die die Preussen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Hass gegen die Fremd-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

linge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen." Darob natürlich Entrüstung bei allen prinzipienfesten Männern. Bald war Herr von Bismarck als feudaler, mittelalterlicher Reaktionär verschrieen bei allen, denen das Zauberwörtchen liberal in seinen mannigfachen Anwendungen die Losung einer neuen Zeit bedeutete. Doch erregten seine Reden Aufsehen: ein vornehmer Ton zeichnete sie aus; kraftvoll und ursprünglich waren die Gedanken, die Logik untadelhaft. Aber das Läuten der Maiglöckchen des Völkerfrühlings schlug nicht an sein Ohr. Alle revolutionären Gedanken waren ihm in der Seele verhasst. Noch schlummerten die gewaltigen Ideen, die er später verwirklicht hat, ungeweckt oder durch die Zucht des preussisch-monarchischen Staatsgedankens gebändigt, in seiner Brust, und wer ihm damals gesagt hätte, er werde dem deutschen Volk einmal zum allgemeinen Stimmrecht verhelfen, an dessen Zurechnungsfähigkeit hätte er billig gezweifelt.

Genau das Gegenteil von dem, was durch diesen ersten Vereinigten Landtag von der preussischen Regierung bezweckt wurde, Beruhigung des Volkes nämlich, genau das Gegenteil trat ein. Immer lauter erscholl der Ruf nach Freiheit, nach Verfassung. Von Paris flog endlich Ende Februar 48 die Brandfackel hinüber in die deutschen Lande, wo des Zündstoffs genug gehäuft war. Überall flammten die Feuer der Revolution. In Wien brach am 13. März das System des Fürsten Metternich, dieses unheilvollen Mannes, der eigentlichen Seele der Volksbedrückung all die langen Jahre her, elend zusammen, und am 19. März hat in Berlin die Krone vor der Barrikade kapituliert. Auch Bismarck eilte nach Berlin, um in dem zwecks Beratung eines Wahlgesetzes für eine konstituierende Versammlung für den 2. April berufenen Landtag seinen Sitz einzunehmen. Mit tiefem Ekel sah er die preussischen Farben verdrängt durch Schwarzrotgelb, zweifelhafte Bürgerwehr statt königlicher Truppen, blutige Reden auf allen Strassen, in allen Schenken, die Hauptstadt in der Hand der Massen. Unter dem frischen Eindruck des eben Erlebten warnte Bismarck vor jeder Übereilung bei der Beratung der an den König zu richtenden Adresse und erklärte, als er damit nicht durchdrang: „Was mich veranlasst, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Äusserungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist; die Vergangenheit ist begraben, und ich bedauere es schmerzlicher als viele von Ihnen, dass keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptiere, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, dass ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muss."

In die preussische Nationalversammlung, die aus direkten Wahlen hervorgegangen, zur Lösung der schwebenden Fragen im Mai 48 in Berlin zusammentrat, war Bismarck nicht gewählt worden. Aber er war deshalb nicht unthätig. Durch Versammlungen und Presse warb er unter dem Adel und den Bauern für die Krone; in Schönhausen übte er persönlich eine ihm treu ergebene Bürgerwehr ein; durch Wort und Schrift und That suchte er die revolutionären Gelüste der Nationalversammlung, in der das Jakobinertum von Tag zu Tag roter schillerte, einzudämmen. Wiederholt vor den König beschieden, drängte er auf kraftvolles Handeln und rief ihm die Worte zu: „Mut und Mut und wieder Mut, und Majestät werden siegen!" Endlich ermannte sich der schwache König, stellte auf Bismarcks Rat im November den General Grafen Brandenburg an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Spitze der Regierung und liess die Garden unter Wrangel wieder in die Hauptstadt rücken. Dass Bismarck durch sein unerschrockenes Eintreten für die Rechte der Krone nicht in der Gunst des Volkes stieg, lässt sich denken; aber er war von da an der Mann des königlichen Dankes und Vertrauens. Am 5. Dezember endlich wurde die Nationalversammlung, die zuletzt in Brandenburg ein kümmerliches Dasein führte, aufgelösst und eine Verfassung gegeben, die auf breiter demokratischer Grundlage beruhend, mit dem altpreussischen Ständewesen völlig brach

Diese Verfassung sollte einer neu zu wählenden Volksvertretung zur Prüfung vorgelegt werden. Bismarck wurde im Wahlkreis West-Havelland-Zauche mit knapper Mehrheit in die Zweite Kammer gewählt und übernahm die Führung der Konservativen. Ende Februar 49 begann die Tagung. Unentwegt trat Bismarck für die Rechte der Krone ein; scharf wandte er sich gegen die Verherrlichung des 18. März durch Lieder aufreizenden Charakters, gegen die Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin und besonders gegen die Bewilligung einer Amnestie für die Verurteilten der Märztage, die in seinen Augen Rebellen waren, weil dadurch im Volke die Meinung verbreitet werde, „als ob das ganze Staatsrecht auf der Barrikade beruhe, als ob ein jeder, dem ein Gesetz missfällt, oder der es für ungerecht hält, das Recht habe, dies Gesetz als nicht vorhanden zu betrachten, — als ob ein jeder, dem es gelingt, eine hinreichende Anzahl von Individuen, bewaffnet oder unbewaffnet, zu sammeln, hinreichend eine schwache Regierung einzuschüchtern und ihr zu imponieren, oder, wenn sie sich nicht einschüchtern lässt, sie durch Barrikaden über den Haufen zu werfen, vollkommen im Recht wäre.“ Die politischen Grundsätze, von denen die beiden grossen Parteien, die konservativ-monarchische und die liberal-demokratische, ausgingen, schienen ihm völlig unversöhnlich. „Der Prinzipienstreit, so sprach er, welcher in diesem Jahre Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, ist ein solcher, der sich nicht vermitteln lässt. Die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die von Hause aus einander ausschliessen. Das eine zieht seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden. Das andere gründet sich auf eine von Gott eingesetzte Obrigkeit, auf eine Obrigkeit von Gottes Gnaden, und sucht seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmässig bestehenden Rechtszustand. Dem einen dieser Prinzipe sind Aufrührer jeder Art heldenmütige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem andern sind sie Rebellen. Über diese Prinzipien wird nicht durch die parlamentarische Debatte, nicht durch Majoritäten von elf Stimmen eine Entscheidung erfolgen können; über kurz oder lang muss der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen“. Bismarcks Ziel in diesem Landtag und in der Folgezeit war: die Erhaltung der alten Monarchie und des alten festgegründeten Preussentums gegenüber der radikalen, nach Parlamentsherrschaft strebenden Demokratie und den verschiedenen Reichsprojekten der Nationalen.

Inzwischen hatte sich in Frankfurt a. M., dem langjährigen Sitz des Bundestages traurigen Gedenkens, ein Ereignis vollzogen, das bald seine Wellen bis zu den Stufen des preussischen Thrones warf. Seit dem 18. Mai 1848 tagte dort in der Paulskirche die Deutsche Nationalversammlung, eine grosse Vereinigung von Ideologen und Schwärmern, die dem deutschen Volke durch Reden, Lieder und Toaste Einheit und Freiheit bringen wollten. Aber die alte Wahrheit, dass die Götter vor den Preis den Schweiss gestellt, sollte sich auch diesmal offenbaren. Nach langem Gerede über Grundrechte und Reichsverfassung, Grossdeutsch und Preussischdeutsch kam man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

endlich zum Entschluss, dem König von Preussen die erbliche Kaiserwürde anzubieten. Am 3. April 1849 wurde die Kaiserdeputation in Berlin empfangen. Aber dem vierten Friedrich Wilhelm sass der Stachel der Märztage tief im Herzen. Er wollte kein Kaiser sein von Volkes Gnaden. „Das Ding, von dem wir reden — so hatte er kurz vorher an den alten Arndt geschrieben — trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" aufs Haupt, ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als vierundzwanzig Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von sechszehn Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde." Dazu wollte er, in seinem von mittelalterlichen Ideen erfüllten Sinn kein Deutschland ohne Österreich, dem er neidlos die erste Stelle gönnte. „Ich bin nicht der Erste und nicht der Dritte in Deutschland, sagte er zum General Pfuel, ich bin der Zweite. Habsburg ist Kaiser, und lieber will ich dem Kaiser wieder das Waschbecken als Truchsess halten, als dass ich selbst meine Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte." Friedrich Wilhelm machte die Annahme der Krone von der Zustimmung der deutschen Fürsten abhängig; damit war, da wohl die Klein-, nicht aber die Mittelstaaten für Preussen stimmten, die Sache natürlich abgethan. „Macht — Macht! es ist doch eine merkwürdige Zeit, dass man das anbietet, was man selbst nicht hat, was man gerade sucht" — mit diesen Worten hatte der König ein vernichtendes Urteil über das Frankfurter Parlament, sein Thun und seine Krone, gefällt; das preussische Abgeordnetenhaus aber erklärte auf Rodbertus Antrag es für wünschenswert, dass der König die Kaiserwürde annehme. Vergeblich bot Bismarck seine ganze Beredsamkeit auf, um einen Beschluss zu hintertreiben; die Bedingungen, die die Frankfurter an die Krone knüpften, schienen ihm völlig unannehmbar. Am 21. April 49 hat er eine der grössten politischen Reden gehalten, die je über seine begnadeten Lippen gekommen sind. Als die drei Hauptübel der Frankfurter Verfassung bezeichnete er das Prinzip der Volkssouveränität, das den König zwinge, seine bisher freie Krone als Lehen von der Frankfurter Versammlung anzunehmen; die direkten Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht, wodurch ein Niederstimmen Preussens durch die Mittel- und Kleinstaaten erfolgen werde; die jährliche Bewilligung des Budgets, wodurch zufällige Kammermajoritäten in die Lage kämen, durch Nichtbewilligung die Staatsmaschine in jedem Augenblick zum Stillstehen zu bringen. Zum Schlusse sagte er: „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preussischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, dass der Umguss mit der Form dieser Verfassung gelingen werde".

Am 27. April 1849 wurde das Abgeordnetenhaus, das auf seiner Forderung bestand, aufgelöst. Auch in der neuen, nach dem Dreiklassensystem und durch öffentliche Stimmabgabe gewählten Kammer, die im August zwecks Revision der Verfassung vom 5. Dezember 48 zusammentrat, wahrte Bismarck seinen preussisch-partikularistischen Standpunkt. In der Sitzung vom 6. September liess die Regierung durch ihren Kommissar, den Generalleutnant von Radowitz, die Aktenstücke vorlegen, die sich auf die seit der Ablehnung der Kaiserkrone von Preussen in der deutschen Frage gethanen Schritte bezogen. Sie betrafen teils den der österreichischen Regierung gemachten Vorschlag einer Union zwischen dem Deutschen Bund und Gesamtösterreich, teils das im Mai 49 zwischen Preussen, Sachsen und Hannover, von beiden letzteren allerdings mit Vorbe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

halten abgeschlossene Dreikönigsbündnis, das der Kern zu einem Deutschland ohne Österreich unter preussischer Führung bilden sollte. Der Unionsgedanke war durch Österreichs ablehnende Haltung glücklicherweise hinfällig geworden, aber auch für den engern Plan eines preussisch-deutschen Bundes konnte sich Bismarck nicht begeistern. Er fürchtete von seiner Verwirklichung lähmende Wirkungen für Preussen, das im Hinblick auf die Zukunft und ihre Aufgaben ungeschmälert zu erhalten und dessen Kraft zu stärken, für Bismarck die vornehmste Aufgabe war. „Der vorliegende Verfassungsentwurf, sagte er am 6. September, vernichtet das spezifische Preussentum; damit aber vernichtet er den besten Pfeiler deutscher Macht. Wer hat denn das, was in Deutschland zu halten war, gehalten? Es war wahrlich nicht die Frankfurter Versammlung . . . . Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preussentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreussentums, der die Revolution überdauert hatte, die preussische Armee, der preussische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preussischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preussen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preussischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preussischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizier-Korps, ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten, durchziehen. Diese Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen, in ihr werden Sie ebenso wenig, als in dem übrigen preussischen Volke, das Bedürfnis einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preussen und stolz auf den Namen Preussen . . . . Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant diese Armee ist, ... hat kein Bedürfnis, sein preussisches Königtum verschwinden zu sehen in der fauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit. . . . Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. Alle Redner, welche ich gehört habe, wollen es, nur auf verschiedenem Wege. Wir alle wollen, dass der preussische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt . . . Preussen sind wir, und Preussen wollen wir bleiben; ich weiss, dass ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preussischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und hoffe ich zu Gott, dass wir noch lange Preussen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt.“ Im Oktober 49 sagten sich infolge mittelstaatlicher Intriguen und Österreichs Drohungen Sachsen und Hannover, die sich nur aus Angst vor der Revolution unter die Fittiche des preussischen Aars geflüchtet hatten, von dem Bündnis los, und so blieb wenig Aussicht auf Verwirklichung. Auch im deutschen Parlament, das im März und April 1850 in Erfurt tagte, trat Bismarck gegen die Unionsverfassung auf, wodurch, wie er in einer Rede am 15. April sagte, 16 Millionen Preussen von 5 Millionen Nichtpreussen majorisiert würden. Mit dem Abgeordneten Stahl bekannte er: „Darum ist unsere Losung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern: Unversehrtheit der preussischen Krone um jeden Preis.“ „Wenn Sie dem preussischen, dem altpreussischen Geiste, nennen Sie ihn stockpreussisch, wenn Sie wollen, — so sagte er in jener Rede des 15. April — nicht mehr Konzessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung diesem preussischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mit samt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt."

Nur ungern hat Preussen auf seine Unionspläne verzichtet. Um den Preis eines Krieges wäre die Erfüllung wohl möglich gewesen, und schon schien es, als sollten die kurhessische und schleswig-holsteinische Frage den Anlass geben zur blutigen Abrechnung zwischen Preussen und Österreich — da schied zu Bismarcks grösster Freude von Radowitz aus dem Ministerium aus, und auf dem Tage in Olmütz, im November 1850, beugte sich Preussen der von Russland unterstützten Politik des Fürsten Schwarzenberg. Bismarck übernahm auf Wunsch der preussischen Regierung die keineswegs dankbare Aufgabe, die traurige diplomatische und politische Niederlage Preussens in Olmütz, wesentlich unter dem militärischen Gesichtswinkel und um die Regierung gegen den Radikalismus zu stützen, zu verteidigen. Nicht als ob er die Schmach nicht tief empfunden hätte! Aber einen Krieg war ihm die Union nicht wert. Es ist eine oratorische Leistung ersten Ranges, diese Verteidigungsrede vom 3. Dezember 1850. Auf den Krieg hinweisend, der entbrennen würde, wenn Preussen auf seinen Plänen bestünde, meinte Bismarck, das sei „kein Feldzug einzelner Regimenter nach Schleswig oder Baden, keine militärische Promenade durch unruhige Provinzen, sondern ein Krieg im grossen Massstabe gegen zwei unter den drei grossen Kontinentalmächten, während die dritte beutelustig an unserer Grenze rüstet und sehr wohl weiss, dass im Dom zu Köln das Kleinod zu finden ist, welches geeignet wäre, die französische Revolution zu schliessen und die dortigen Machthaber zu befestigen, nämlich die französische Kaiserkrone. . . . Dennoch würde ich vor diesem Kriege nicht zurückschrecken, ja, ich würde dazu raten, wenn jemand imstande wäre, mir die Notwendigkeit desselben nachzuweisen oder mir ein würdiges Ziel zu zeigen, welches durch ihn erreicht werden soll und ohne den Krieg nicht zu erreichen ist. Warum führen grosse Staaten heutzutage Krieg? Die einzig gesunde Grundlage eines grossen Staates . . . . ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik". Mit glücklicher Ironie verspottete er die Ankläger Manteuffels als die Anhänger der Radowitzschen Union. Und für diese hätte Preussen fechten sollen? „Es würde nicht lange dauern, dass den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels heruntergerissen würden, und es würde nichts bleiben, als das rote Unterfutter dieses sehr leichten Kleidungsstückes." Die Frage der preussischen Hegemonie war damals für Bismarck noch nicht vorhanden; Bundestreue und Handinhandgehen mit Österreich schienen ihm die für Preussen erspriesslichste Politik zu sein. „Ich suche die preussische Ehre darin, dass Preussen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, dass Preussen . . . nicht zugebe, dass in Deutschland etwas geschehe ohne Preussens Einwilligung, dass dasjenige, was Preussen und Österreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinschaftlich ausgeführt werde."

Ohne andre greifbare Resultate in nationaler Hinsicht, als die Einsicht völliger Ohnmacht in Sachen Bundesreform und Einheit waren so die Jahre 48, 49 und 50 verflossen. Gemäss den Abmachungen von Olmütz wurde jetzt der Bundesleiche neues Leben eingehaucht, und der Bundestag kehrte nach Frankfurt a. M. zurück. Noch fünfzehn Jahre Galgenfrist waren ihm vergönnt; dann jagte der Mann, der eben an dem grünen Tisch in der Eschenheimer Gasse Platz nahm, die ehrenwerte Gesellschaft endgültig auseinander. Im Mai 51 wurde Bismarck mit dem Titel eines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geheimen Legationsrats als erster Sekretär der preussischen Bundestagsgesandtschaft nach Frankfurt a. M. geschickt. Ohne Zögern nahm er an, und als ihm Friedrich Wilhelm ob der Raschheit des Entschlusses seine Verwunderung aussprach, erwiderte Bismarck offen: „Euer Majestät können es ja versuchen; geht es nicht, so kann ich ja nach sechs Monaten oder früher wieder abberufen werden“ Es ging, und schon im Juli ward er an v. Rochows Stelle zum Gesandten beim Bundestag ernannt. Frankfurt ist für Bismarck das heilsame Damaskus geworden, wo aus dem stockpreussischen Saulus ein urdeutscher Paulus ward. Hatte er bisher in dem durch die Metternichsche Politik gepflegten Wahne gelebt, nur Arm in Arm mit Österreich könne Preussen seine Wege wandeln, so wurde er in Frankfurt recht gründlich eines andern belehrt. Hier sah er mit eignen Augen den ganzen bundesstaatlichen Jammer und hörte mit eignen Ohren, dass Österreichs leitender Minister Schwarzenberg nur darauf aus war, Preussen mit Hilfe der nichtpreussischen Staaten niederzuhalten und seinen durchaus undeutschen, selbstsüchtigen Interessen dienstbar zu machen. „Avilir la Prusse et puis démolir“ — das war Schwarzenbergs Wahlspruch. Bismarck betrachtete es als seine vornehmste Pflicht, zum Wohle Preussens und zum Heile Deutschlands hier Wandel zu schaffen. Es dauerte auch gar nicht lange, da merkten die Herren beim Bunde und besonders der Österreicher Graf Thun, dass jetzt ein andrer Wind wehe, und dass sich ein Bismarck nicht, wie knechtschaffenerweise die Gesandten der Mittel- und Kleinstaaten, ins Schlepptau nehmen lasse. Er war nicht der Ansicht, dass die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, im Gegenteil, er redete verblüffend deutlich; er huldigte auch nicht der Meinung, dass die Diplomatie die Kunst sei, zu schleichen, zu täuschen und zu übervorteilen, rechnete vielmehr stets mit wirklichen Machtverhältnissen und stellte demgemäss Angebot und Nachfrage. Dass die Zeit des Duckens vorbei war, dafür nur ein Beispiel. Graf Thun, der österreichische Vorsitzende am Bunde, pflegte in den Sitzungen zu rauchen, ein Genuss, den die andern Gesandten sich ehrerbietig zu versagen bis dahin die kleinstaatliche Bescheidenheit besessen hatten. Nicht so Bismarck. Schon in der zweiten Sitzung bat er die Präsidialmacht um Feuer, das diese ihm nicht versagen mochte. Nun rauchten Österreich und Preussen. Auch die andern, nachdem sie von ihren Höfen und Höfchen Verhaltungsmassregeln eingeholt, folgten nach, zuerst Baiern, dann Sachsen, und selbst Württemberg, obwohl es Nichtraucher war, rauchte auf Gefahr der üblen Folgen eine strohgelbe Habana auf dem Altar der unbefleckten Staatssouveränität. Für die Auffassung, die Bismarck von dem Bunde hatte, ist auch folgende Begebenheit bezeichnend. Bismarck befand sich im Jahre 55 in dienstlichen Geschäften in München und wohnte in Uniform als Landwehroffizier, geschmückt mit einer Anzahl Orden, denen ein Diplomat bekanntlich nicht entgehen kann, einer Heerschau bei. Da fragte ihn, auf die Orden zeigend, ein österreichischer General: „Alle vor dem Feind erworben, Excellenz?“ „Jawohl, antwortete Bismarck, alle vor dem Feind, alle in Frankfurt!“ Bismarck wohnte in Frankfurt zuerst ein Jahr in einer Rothschildschen Villa an der Bockenheimer Landstrasse, wo zuvor der Erzherzog Johann als Reichsverweser zeitweise residiert hatte, dann in der Gallusgasse, wo sich seit einigen Jahren eine Gedenktafel am Hause befindet. Hier sammelte sich um ihn als liebenswürdigen Wirt ein erlesener Kreis von Männern: Diplomaten, Offiziere, Künstler, Schriftsteller. Besonders vertraut war er mit dem Maler Jakob Becker. Die nähere und weitere Umgebung Frankfurts lernte Bismarck auf häufigen Ausflügen gründlich kennen, und als leidenschaftlicher Jäger hat er auch den Taunus, Spessart und Odenwald gar oft besucht. Über all dem aber ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gass er nicht das grosse Ziel, wenn auch die Zeit zu seiner Erfüllung langsam reifen musste. Im Jahre 58 schien Bismarck, dem es längst klar geworden war, dass auf dem Wege schiedlich-friedlicher Bundesgesetzgebung Preussen niemals die ihm gebührende Stellung eines mindestens Gleichberechtigten neben Österreich einnehmen werde, der Augenblick gekommen, Preussen von der Bevormundung Österreichs und dem lähmenden Einfluss der Kleinstaaten zu befreien und die Frage der preussischen Vorherrschaft in Deutschland, die schon von Friedrich dem Grossen im Fürstenbund ideell erörtert, deren Lösung dann vom Zollverein wirtschaftlich angebahnt war, auf die Tagesordnung zu setzen. Österreich verlangte nämlich damals, dass Preussen in dem drohenden italienischen Kriege ihm die lombardischen Kastanien aus dem Feuer holen helfe; Bismarck aber war der Meinung, dass Preussen sich nicht ohne Gegenleistung für Österreich schlagen dürfe, weil im Falle des Sieges nur Österreichs Stellung in Deutschland auf Kosten Preussens befestigt werde. Während die öffentliche Meinung in Deutschland, besonders südlich vom Main, sich für Österreich gegen Sardinien und Frankreich erwärmte, ging Bismarck mit dem Grafen Barral, dem sardinischen Gesandten am Bunde, Arm in Arm, kalt lächelnd auf der Zeil spazieren. Doch ahnte er im Dezember bereits, dass seine Tage in Frankfurt gezählt seien, und wirklich rief ihn im Januar des folgenden Jahres Prinz Wilhelm, der seit Oktober 57 seinen erkrankten königlichen Bruder als Regent vertrat, fürchtend, der feurige Junker könne in Frankfurt des Guten zu viel thun, ab, um ihn zugleich zum Gesandten in Petersburg zu ernennen — „kalt zu stellen", wie Bismarck in einem Brief an seine Schwester gesagt hat.

In Petersburg fand Bismarck am Kaiserhof sowohl, wie in der Gesellschaft eine glänzende Aufnahme. Kaiser Alexander II. hatte nicht vergessen, dass Bismarck 1854 Friedrich Wilhelm aufs entschiedenste abgeraten hatte, sich in österreichischem Interesse am Bunde der Westmächte, Frankreichs und Englands, gegen Russland zu beteiligen und in einen Krieg zu stürzen, der, wie Bismarck 78 im Reichstag sagte, von dem Augenblicke an, wo wir den ersten Schuss thaten, der unsrige geworden wäre. Es gelang dem Zauber seiner Persönlichkeit, die auf geschichtlicher, durch wohlverstandenes Interesse beiderseits gepflegter Überlieferung und auf verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrscherhäuser beruhende Freundschaft zwischen Preussen und Russland zu pflegen und zu stärken. Das Wohlwollen, das uns 1864, 66 und 70 Alexander II. bewiesen hat, ist nicht in letzter Linie auf die damalige Thätigkeit Bismarcks zurückzuführen. Auch an der Newa verlor Bismarck keinen Augenblick die preussische und deutsche Sache aus den Augen. Am 12. Mai 59 schrieb er an den preussischen Minister des Auswärtigen von Schleinitz: „Aus den acht Jahren meiner Frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebnis meiner Erfahrungen die Überzeugung mitgenommen, dass die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preussen eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür dieselben Äquivalente zu gewähren, welche Österreich bei einem ungleich grösseren Masse eigener freier Bewegung aus ihnen zieht. Beide Grossmächte werden von den Fürsten und Regierungen der kleineren Staaten nicht mit gleichem Masse gemessen. Die Auslegung des Zweckes und der Gesetze des Bundes modifiziert sich nach den Bedürfnissen der österreichischen Politik. . . . . Ich gehe vielleicht zu weit, wenn ich die Ansicht äussere, dass wir jeden rechtmässigen Anlass, welchen unsere Bundesgenossen uns bieten, ergreifen sollten, um zu derjenigen Revision unserer gegenseitigen Beziehungen zu gelangen, deren Preussen bedarf, um in geregelten Beziehungen zu den kleineren deutschen Staaten dauernd leben zu können.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, sondern einen Fortschritt der Krisis zur Besserung darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beschluss fasst, in welchem wir eine Überschreitung der Kompetenz, eine willkürliche Änderung des Bundeszweckes, einen Bruch der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, desto besser. . . . . Ich glaube, dass wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Überhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Saite selbständiger preussischer Politik in der Presse anschlügen . . . . Das Wort „deutsch" für „preussisch" möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmässiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden wären als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt. . . . . Ich sehe in unserm Bundesverhältnis ein Gebrechen Preussens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahrzeit eine Kur dagegen vornehmen". Auch der österreichisch-italienische Krieg, an dem Preussen trotz Bismarcks Warnungen teilzunehmen sich anschickte, machte ihm Sorge. Am 2. Juli 59 schrieb er an seine Frau: „Unsere Politik gleitet mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hinein, und haben wir erst einen Schuss am Rhein abgefeuert, so ist es mit dem italienisch-österreichischen Kriege vorbei, und statt dessen tritt ein preussisch-französischer auf die Bühne, in welchem Österreich, nachdem wir die Last von seinen Schultern genommen haben, uns soviel beisteht oder nicht beisteht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen. Dass wir eine glänzende Siegerrolle spielen, wird es gewiss nicht zugeben". Die Gefahr ging glücklich vorüber, da Österreich aus Eifersucht auf Preussen einen raschen Frieden schloss. In einem Briefe vom 16. Juni 60 sprach Bismarck von den mittelstaatlichen Ministern, die noch immer Angst hätten, er möchte in eine führende Stellung berufen werden und dies durch Schimpfen über ihn und seine französisch-russischen Gesinnungen zu hintertreiben suchten. „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so sagte er, so ist es ein teutonischer und kein gallischer." Im Juli 61 hatte er mit König Wilhelm, der grosse Stücke auf Bismarck hielt, ohne doch jetzt schon auf all seine Ideen einzugehen, eine Zusammenkunft in Baden-Baden und legte bald darauf seine Ansichten über die Aufgaben der preussischen Politik in einer Denkschrift nieder, deren Grundgedanken wohl in einem im September desselben Jahres von Stolpmünde aus an einen konservativen Freund gerichteten Brief Bismarcks zu finden sind. „Wir kommen dahin, schrieb er, den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältnis als Piedestal benutzen, von dem herab sie europäische Macht spielen, zum Schosskind der konservativen Partei Preussens zu machen. . . . . Preussens und Deutschlands Unabhängigkeit ist für die Zukunft bedroht, so lange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht, die nichts ist als ein Treib- und Konservierhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen."

Von dem Augenblicke an, wo König Wilhelm die Zügel der Regierung ergriffen hatte, wehte ein andrer Wind in Berlin, und wer Ohren hatte zu hören, vernahm sein Brausen. „Es ist Preussens Bestimmung nicht — so sagte Wilhelm in dem Erlasse an Sein Volk vom 7. Januar 61 — dem Genuss der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten . . . Meine Pflichten für Preussen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preussen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muss.“ Die Armeereform, Verstärkung und Verjüngung des preussischen Heeres, hatte sich der König schon als Prinzregent zur Aufgabe gemacht. In Roon und Moltke fand er treffliche Berater; der Landtag aber, auf sein verfassungsmässiges Recht sich stützend, setzte allen dauernden Forderungen ein entschiedenes Nein entgegen — ein tragischer Widerstreit zwischen der auf ein festes, wenn auch nur wenigen erkennbares Ziel lossteuernden Realpolitik der Krone und der ihr formales Recht ängstlich hütenden doktrinär-liberalen Volksvertretung. Schon ging der König ernstlich mit dem Gedanken um, die Krone seinem Sohne abzutreten — da, nach langem Schwanken, im letzten Augenblicke noch berief er auf Betreiben Roons am 23. September 1862 Bismarck, der durchaus nicht verlänglich nach einem Ministerposten in Berlin, seit Mai Gesandter in Paris war — ein für die Entwicklung der folgenden Jahre wichtiger Aufenthalt —, an Stelle des Prinzen Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen an die Spitze des Ministeriums. Zwei Jahre vorher, im Juni 60, hatte der Dichter J. G. Fischer in der Gartenlaube ein Gedicht veröffentlicht, das uns Nachlebenden wie ein zukunftkündendes Prophetenwort erscheinen will. Darin hiess es:

„ . . . Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Grösse fassen kann?
Der uns ohn' Ansehn und Erbarmen
Zusammentreibt im Schlachtenschweiss
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiss?

Nur einer aus den Millionen,
Soweit die deutsche Langmut haust,
Zum Heil der Völker und der Thronen
Nur eine eisern harte Faust,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Diktator schwingt
Und die Rebellen ohne Gnade
Ins starke Joch der Einheit zwingt!

Die, nicht erwägend und nicht wählend,
Aufstelle das Kolumbusei,
Dass nicht der Deutschen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker sei.
Komm, Einziger, Dir sei geschworen,
Tritt auf — wir folgen Deiner Spur,
Du, letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So der weissagende Dichtermund. Wer wollte bestreiten, dass der Dichter die Gabe des politischen Hellsehens in hohem Grade besessen hat? Wer könnte verkennen, dass der Diktator, nach dem er in so beweglichen Worten ruft, in Bismarck, diesem glänzendsten Vertreter des preussisch-deutschen Gedankens in nationalstaatlichem Sinne, seine Verwirklichung erfuhr?

So war Bismarck denn Minister. Nachdrücklich wies er den Landtag auf seine Pflicht hin, die Reformen des Königs zwecks Durchführung einer nationalen Politik zu unterstützen. Seine wahren Ziele konnte er Österreichs und des Auslands wegen nicht enthüllen; aber er deutete sie an: „Der Konflikt, sagte er am 30. September in der Sitzung der Budgetkommission des Landtags, wird zu tragisch aufgefasst und von der Presse zu tragisch dargestellt. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bietet die Regierung gern die Hand dazu. Preussen hat die Vorliebe, eine zu starke Rüstung für seinen schmalen Leib zu tragen; es muss aber seine Rüstung auch nützen . . . . Preussen muss seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpasst ist. Preussens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die grossen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Eisen und Blut."

Und nun folgten Bismarcks Meisterjahre, eine wunderbare Zeit, die Werdezeit des deutschen Reiches. Schleswig-Holstein ward der Ausgangspunkt zur Lösung der deutschen Frage. Nach langer Nacht brach dort die Morgenröte der deutschen Einheit an, und Schleswig, lang entfremdet, ward dem Reiche heimgebracht. Es folgte der blutige Waffengang mit Österreich. Welch ein Ringen dort bei Königgrätz! Brüder standen gegen Brüder. Aber sollte der alte Jammer enden, dann musste Österreich fallen. Jahrhunderte alt war die Sündenschuld des Hauses Habsburg; jetzt endlich war das Mass gerüttelt voll: des Schwertes Schärfe musste die Entscheidung bringen, das Gottesurteil des Erfolges unser gutes Recht beweisen. Als am 3. Juli des Jahres 66 die Abendsonne ihren Scheidegruss der Erde sandte, da leuchtete sie auf ein Schlachtfeld, wie die Weltgeschichte wenige gesehen hat, und wie einst bei Leuthen erscholl aus frommem Kriegermund das alte Lied Martin Rinckarts:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der grosse Dinge thut
An uns und allen Enden."

So war das grosse Werk geschehen. Aus dem Diensthause Habsburgs war das deutsche Volk herausgeführt, aus der Knechtschaft der Kleinstaaterei war es erlöst. Nichts anders bedeutet diese blutige Abrechnung des Jahres 66 als den Sieg der monarchischen Ordnung, den Triumph des nationalen Gedankens über die dynastische Anarchie. Preussen war jetzt Herr im deutschen Hause. Der norddeutsche Bund ward gegründet, die Verträge mit den süddeutschen Staaten in kluger Voraussicht geschlossen. Das Fundament des Einheitsbaues war gelegt, die Mauern aufgetürmt; noch aber fehlte die Krönung des Gebäudes.

Es war eine verhängnisvolle Erbschaft aus den Zeiten des vierzehnten Ludwig, die Meinung unsrer gallischen Nachbarn nämlich, dass Frankreichs Grösse auf Deutschlands Ohnmacht beruhe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darum empfanden die Franzosen den Sieg der Preussen bei Königgrätz härter fast als Österreich seine Niederlage. „Rache für Sadowa!“ — das ward die Losung an der Seine. Aber alle Lockungen, Forderungen und Drohungen verfingen nicht bei Bismarck. Höflich zwar, doch darum nicht weniger entschieden wies er die Ansprüche der Pariser Regierung zurück. Nicht ein deutsches Kleefeld konnte von ihm Napoleon haben, und nicht einen Augenblick liess er ihn im Zweifel, dass das deutsche Schwert zum Kampf bereit sei.

Freventlicher ist nie ein Krieg entzündet worden als der von 70, selten aber hat auch die vergeltende Gerechtigkeit furchtbarer gewaltet. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht — nie wurde die Wahrheit dieses Satzes tragischer bewiesen. Märchenhaft werden dereinst fernen Geschlechtern die Thaten erscheinen, die Deutschlands Heldensöhne in Gallien vollbrachten. Singen und sagen wird man von König Wilhelm und seinen Paladinen; am lautesten aber preisen wird man den grossen, den gewaltigen, den eisernen Kanzler. Im blinkenden Stahlhelm und im Waffenrock der Kürassiere von Mars la Tour, so wird er, mehr ein Held des Schwertes als der Feder, ehernen Tritts durch die Jahrhunderte schreiten.

Der Verlauf des Krieges ist bekannt. Unermesslich war der Waffenruhm, den unsre Krieger an die Fahnen hefteten; Metz und Strassburg wurden wieder deutsche Städte. Endlich ging auch die Sehnsucht des Volkes in Erfüllung: eine Kaiserkrone ruhte auf dem Haupt des Preussenkönigs. Deutschland, das in seiner Zerrissenheit so lange nicht gewusst, wie stark es war, war einig, einig, frei vom Fels zum Meer.

„O Deutscher ohne Vaterland!
O Vogel ohne Nest!
O Träumer an der Klippe Rand,
Wie ist dein Schlaf so fest! . . .
Verlassen hat dein Kaiser dich,
Den du dir stolz erkorst;
Ein Schutzgeist um den andern wich,
Bis du dich selbst verlorst“

So hatte vierzig Jahre zuvor der edle Paul Pfizer, einer der wenigen Süddeutschen, die die geschichtliche Aufgabe Preussens frühzeitig erkannten, trauernd gesungen. Jetzt hatte es sich wiedergefunden, dieses verlorene Volk. Wie die Henne ihre Küchlein, so hatte Mutter Germania, lange trauernd in Schmerz und Liebe, endlich ihre trotzigen Kinder gesammelt. Stolzer erhob der Kyffhäuser sein verwittert Haupt über der Goldnen Aue; in der Ferne verzog sich der Raben krächzendes Geschlecht, und nun konnte auch der Alte drunten im Bergesschosse sich zum ewigen Schlummer legen: König Weissbart hatte Kaiser Rotbart endlich erlöst.

Genau betrachtet, war das Lebenswerk des Fürsten Bismarck, die Erhebung Preussens zur führenden Macht in Deutschland und die nationale Einigung der deutschen Stämme, mit der Aufrichtung des Kaiserreiches dort im Spiegelsaale des Lustschlosses von Versailles erfüllt. Aber der nimmermüde Mann, der mit Paulus sprechen darf: „Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle“, ruhte auch ferner nicht. Zwei Jahrzehnte hat er machtvoll auf dem Kanzlerposten gestanden als Hüter seines Werks, ein Steuermann, wie wenige auf diesem Erdenball das Schiff des Staats gelenkt haben. Und hätte er während dieser Zeit weiter nichts gethan, als uns und Europa den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frieden erhalten, so verdiente schon allein darum sein Name in der Geschichte fortzuleben. Fürst Bismarck ist immer der Meinung gewesen, dass nur der Krieg sittlich berechtigt sei, der geführt wird zur Verteidigung hoher nationaler und kultureller Güter; der köstlichste Gewinn dagegen ist auch ihm der Friede. Den Krieg durch den Krieg zu vertreiben, das war sein Ziel; stets war ihm das Schwert ein Spaten des Friedens.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum gewesen, der den Kanzler nötigte, von seinem Werk zu scheiden, ehe die Zügel kraftlos seiner Hand entsanken.

„Der Lenz fuhr durch die Lande
Mit ungestümem Drang;
Da wars, dass er sich wandte
Zum schweren Abschiedsgang . . .

Nun lenkt nicht mehr der Alte
Des Vaterlands Geschick;
Doch wacht noch hinterm Walde
Sein weissumbuschter Blick.
Und kommt ein Sturm aufs neue
Und schwüler Wetterschein:
Wird Eckart der Getreue
Bei seinem Volke sein."

Soweit es möglich ist, haben die vergangenen Jahre jenen Irrtum zu verbessern gesucht. Als vor zwei Jahren der alte Kanzler seinen achtzigsten Geburtstag beging, da bereitete Alldeutschland, abgesehen von jenen mürrischen Rittern des Prinzips, die von der Geschichte nichts gelernt und nichts vergessen haben, seinem Bismarck ein Geburtstagsfest, wie es einem Minister auf Erden noch nicht bereitet ward. Fürst Bismarck ist heute nicht nur der populärste Mann vom Fels zum Belt; nein, er ist der Nationalheld des deutschen Volks geworden und wird es immer mehr noch werden. Ich glaube, der tote Bismarck wird einst mächtiger sein wie der noch lebende. Schon spinnt die Sage mit geschäftiger Hand geheimnisvolle Fäden um ihn her, und unsern Enkeln wird sein Bild, von der Parteien Hass und Gunst nicht mehr verwirrt, in hehrer Reinheit strahlen. —

Die Thaten grosser Männer zu feiern, so sagte ich zu Anfang, ist eine Pflicht frommer Dankbarkeit. Aber mit dem Feiern allein, mit dem blossen Dienst der Lippen und der Kehle ists nicht gethan; wir müssen lernen von unsern Helden! Das sind die Meilensteine der Geschichte, das sind die Säulen der sittlichen Weltordnung, die zu verwirklichen der vornehmste Beruf der Staubgebornen ist. Zu ihnen aufzuschauen, sie als geistige Führer zu verehren, an ihnen prüfend uns zu messen, ist unsre Pflicht. Wahrlich, Bismarcks sittliche Grösse, sein gewaltiges Heldentum, seine Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandsliebe — sie können begeistern zum Leben wie zum Sterben. In seinem Geiste, soweit uns Kraft und Gaben reichen, wollen wir wirken, jeder an seinem Teil, mag er nun sitzen in Würden und Bürden und weben am sausenden Webstuhl der Zeit, oder unbekannt und ungenannt im Stillen seine Pflicht erfüllen; wir wollen wirken, so lang es Tag ist, auf dass erhalten und gemehret werde, was unsre Helden uns erwarben!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit Goethes Mahnung, die er Fausten in den Mund legt, schliesse ich:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

* * *

In jenen schwülen Märztagen des Jahres 1890, die des Reiches grossen Kanzler aus seinen Ämtern scheiden sahen, hat Wilhelm II. an eine ihm nahestehende Persönlichkeit geschrieben: „ . . . Ich habe in der That bittere Erfahrungen und sehr schmerzliche Stunden durchgemacht. Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Grossvater noch einmal verloren . . .“

Jetzt ist dem Kaiser der Grossvater zum dritten und zum letzten Mal gestorben. Im Schatten der Eichen von Friedrichsruh, dort wo der Fürst so oft, so gern geweilt, da liegt zum ewigen Schlummer er gebettet, da ruht sein heisses Herz von seinen Kämpfen, seinen Siegen. Heilig, dreimal heilig ist der Ort, allwo die gütige Mutter Erde ihres grossen Sohnes Leib umschliesst, das sterbliche Gefäss des ewigen Geistes. Wallfahrer ziehen hin aus allen Gaun, unzählbar, ohne Unterschied des Standes, im Auge stumm die Thräne, auf den Lippen ein still Gebet und in dem Herzen unauslöschlich tiefen Dank dem Helden, der uns wiedergab, worum die Väter, ach so lang, so lang gebangt, gekämpft, geduldet und geblutet: ein Vaterland.

Dr. O. Ankel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf